Vorwort

Bei der Bearbeitung der einzelnen Dorfchroniken unseres Kreises Bad Freienwalde und darüber hinaus fand ich Sagen, Märchen und Geschichten, die mir zu wertvoll und schade erschienen, vergessen zu werden. Geben uns doch die Sagen Einblick in die Sehnsüchte und Hoffnungen, Sorgen und Nöte, in Ereignisse und persönliche Erlebnisse der Bevölkerung unserer schönen Heimat, in ihre gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Lage, ihre Auseinandersetzungen mit Ausbeutern und Unterdrükkern, besonders im Feudalismus und Kapitalismus, die die jeweils herrschende Klasse in ihrer Überlieferung größtenteils bewußt übersah oder in eigenem Interesse verfälschte. Die Sagen entstanden ja in einer Zeit, die fast ausschließlich auf mündliche Nachrichtenvermittlung angewiesen war und das oft Unbegreifliche in Natur und Gesellschaft mit den Mitteln des jeweils gegenwärtigen, oft noch primitiven Wissens- und Erkenntnisstandes erklären und deuten konnte.

Das schöne, waldreiche Höhenland des Oberbarnim, zu großen Teilen der sogenannten „märkischen Schweiz" zugerechnet, mit seinen dunklen Schluchten und stillen, oft sehr tiefen Waldseen und den alten, ehemaligen Bauern- und Gutsdörfern aus askanischer Zeit, das fruchtbare Oderbruch mit seinen weit ausgedehnten grünen Wiesen und Feldern und weidenbestandenen Wassergräben und den jungen Kolonistendörfern, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf dem entwässerten Oderbruchboden gegründet wurden, begrenzt durch den einst so wilden und ungebärdigen Oderstrom, heute gebändigt durch Menschenkraft und in ein geregeltes Flußbett gezwungen, und nach unserem Willen ein Band des Friedens und der Freundschaft zwischen zwei benachbarten Völkern, das alles bot den Menschen reichlich Stoff für Sagen und ihre mündliche Verbreitung von Geschlecht zu Geschlecht.

Ich danke dem Rat des Kreises Bad Freienwalde, Abteilung Kultur, der die Drucklegung dieser Sagen ermöglichte. Besonderen Dank schulde ich auch Herrn Hans-Joachim Merker, der in uneigennütziger Weise dieses Sagenheft durch seine hübschen Federzeichnungen verschönte.

Möge die vorliegende Auswahl allen Lesern ein wenig von der Freude vermitteln, die der Verfasser beim Sammeln der fast vergessenen Sagen und Geschichten selber immer wieder empfunden hat.

Die Schlacht auf dem Roten Land

Fast dreihundert Jahre, von etwa 1350 an, bestimmte das Feudalgeschlecht der Uchtenhagen das Schicksal der Stadt Freienwalde, bis zum Jahr 1618, da der letzte Erbherr und Junker, Hans IV. von Uchtenhagen, am 21. März ohne Erben starb. Noch viel weiß man in dieser Gegend von den Uchtenhagen zu erzählen, hatte ihnen doch einst das ganze Land ringsum gehört, die Stadt Freienwalde, eine Reihe von Dörfern im Oberbarnim und auch die gegenüberliegende „Insel Neuenhagen". Wie sie aber zu all diesem Reichtum gekommen sind, davon erzählen alte Chroniken und Sagen.

Henning von Jagow war ein fehdelustiger Ritter, der stets im Streit und Kampf mit seinen Nachbarn lag. Nun aber hatte der Markgraf alle Fehden verboten und für das ganze Land angeordnet, jeder Streit solle nur auf rechtlichem Wege geschlichtet werden. Wer diesen Befehl übertrat, sollte streng bestraft werden. Doch von Jagow richtete sich nicht danach. Da tat ihn der Landesherr in die Acht und erklärte ihn all seiner Habe für verlustig. Es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Doch nicht gewillt, seine Heimat zu verlassen, irrte er unstet umher, ungekannt und namenlos, nur von einer kleinen Schar treuer Knechte begleitet, aber sicher im Schutz der Wälder, und nährte sich von Räubereien, die er besonders in der Gegend von Freienwalde verübte; denn hier hatte er seine Höhle. Doch er litt schwer unter seiner Ächtung; es zog ihn zurück unter die Menschen. So trachtete er nach einer Gelegenheit, sich die Gunst und Gnade des Markgrafen wiederzuerringen.

Diese Gelegenheit bot sich auch bald. Der Markgraf war inzwischen in einen Krieg mit seinen mecklenburgischen und pommerschen Nachbarn verwickelt worden. In der Nähe der Sonnenburger Heide kam es zu einer blutigen Schlacht. Sie dauerte fast den ganzen Tag, man focht Mann gegen Mann. Schon wankten die Reihen der Brandenburger, von dem übermächtigen Feind hart bedrängt. Da brach plötzlich ein Ritter in schwarzer Rüstung und mit herabgelassenem Visier aus dem Dickicht mit seinem Häuflein getreuer Knechte hervor, fiel den Feinden in den Rücken und brachte sie in völlige Verwirrung. Die Brandenburger bekamen neuen Mut, drangen wieder vor und warfen die Feinde trotz tapferer Gegenwehr vollständig über den Haufen. Diese flohen der Oder zu, doch nur wenige erreichten den Strom. Die Erde färbte sich von Blut ganz rot. Deshalb heißt diese Stelle noch heute „das rote Land".

Als die Schlacht glücklich beendet war, ließ der Markgraf den schwarzen Ritter zu sich kommen, dankte ihm für seine Hilfe und fragte ihn nach seinem Namen. Doch der weigerte sich, ihn zu nennen; das tue nichts zur Sache, sagte er. Der Markgraf, der wohl ahnen mochte, wer da vor ihm stand, drang nicht weiter in ihn, sagte aber: „Damit du siehst, daß ich erkenntlich bin, soll alles Land, das du mit deinem Rappen von Sonnenaufgang bis zum Niedergang umreiten kannst, dir gehören. Und weil du aus dem Hagen, aus dem Busch, uns zu Hilfe gekommen bist, sollst du fortab der Ritter ‚Ut dem Hagen' heißen!" Darauf schlug er ihn zum Ritter. Und so entstand der Name „Uchtenhagen".

Wie der Uchtenhagen sein Land in Besitz nahm

Am folgenden Morgen setzte sich der Ritter Uchtenhagen mit Sonnenaufgang auf dem Schloßberg bei Freienwalde zu Pferde und ritt in Begleitung einiger Gefährten weit um Freienwalde herum bis nahe an Wriezen heran, ritt, da es Sommer war, durch die seichte Oder und kam durch das Niederoderbruch hindurch gegen Abend nach Neuenhagen, das etwa eine halbe Meile von Freienwalde entfernt liegt. Hier traf er auf dem Felde einen Schäfer an. Den fragte er: „Schäfer, wie spät mag's denn schon sein?" — „Nun, die Sonne geht gleich unter", antwortete dieser. Da zog der Uchtenhagen sein Schwert, schlug dem Schäfer den Kopf ab und steckte neben seinen Leichnam einen großen Pfahl mit Hilfe seiner Gefährten in die Erde zum Zeichen, daß er bis hierher auf seinem Ritt gekommen sei. Und diesen Grenzpfahl bewahrte man noch lange Zeit auf dem Amt Neuenhagen auf.

Nun baute er sich auf dem Schloßberg zwischen Freienwalde und Falkenberg die Burg Malchow, aus der eine Menge unterirdischer Gänge hinausführten, damit er einen sicheren Ausweg habe, wenn er in große Bedrängnis geriete; denn die Zahl seiner Feinde, die zuvor schon groß war, wurde durch die unerwartete Gnade seines Landesherrn noch vermehrt.

Der Kampf auf der Sonnenburg

Als die Ritter von Uchtenhagen in Freienwalde eingezogen waren, bauten sie sich bald eine schöne Burg und nannten sie Sonnenburg nach dem Ordensschloß jenseits der Oder, von wo ihr Geschlecht, der Überlieferung nach, herstammen sollte. Auf dieser Burg lebte im 16. Jahrhundert Werner von Uchtenhagen. Der war einst gerade damit beschäftigt, in einem Gebetsbuch zu lesen, da tropfte ihm plötzlich Blut aus der Nase. Drei dicke Tropfen fielen auf die Seiten des aufgeschlagenen Buches und bildeten darauf seltsame Zeichen.

Ein Jahr danach feierte seine Schwester auf dieser Burg Hochzeit mit einem schönen, jungen Ritter. Freundschaftlich saßen die Männer in eifrigem Geplauder über Kampf und Fehde beieinander. Doch der Wein umnebelte bald ihre Köpfe und erhitzte sie. Sie kamen ins Streiten, dem Streit folgte lauter Wortwechsel, bis sie schließlich zum Schwert griffen. Werner von Uchtenhagen wurde tödlich getroffen. Aber im selben Augenblick sank auch sein Gegner, der junge Ritter, leblos zu Boden. Werners Schwester, die „glückliche" Braut, brach ohnmächtig zusammen. Sie starb einige Monate später an gebrochenem Herzen.

In dem Augenblick, da das Schreckliche geschah, sprang im Berliner Schloß eine Rittertochter voll Entsetzen von ihrem Lager, wies mit drohender Gebärde in Richtung Freienwalde und rief: „Seht ihr nicht, wie zwei verwandte Ritter mit gezückten Schwertern aufeinander losgehen und sich gegenseitig morden?" Verwundert hörten die Eltern, was das Mädchen ausrief. Sie verstanden es erst, als die böse Nachricht vom Zweikampf auf der Sonnenburg bei ihnen eintraf. Wie das junge Mädchen zu diesem Gesicht kam und wie all das Sonderbare zu erklären ist, darüber wirrd nichts berichtet.

Der letzte Uchtenhagen

Als Uchtenhagen alt geworden war, übernahm sein ältester Sohn, der einzige, der ihm von mehreren geblieben war, die Verwaltung seiner Besitzungen. Allein auch dieser starb bald darauf und hinterließ nur einen einzigen Knaben, Kaspar. So war denn der Alte mit seinem Enkel ganz allein, und seine Feinde suchten auf mancherlei Weise ihn umzubringen. Aber sein Schloß war zu fest. Deshalb konnten sie ihm nichts anhaben. Da kauften sie einen feilen Knecht, der die beiden vergiften sollte. Der Alte fiel ihnen auch bald zum Opfer. Doch da war noch der Knabe übrig. Ihm wurde eines Tages eine prächtige Goldbirne gereicht, sie war vergiftet. Nun hatte Kaspar einen Hund, ein Bologneser-Hündchen, das er sehr liebte. Es begleitete ihn treulich auf Schritt und Tritt und teilte mit ihm alle Speisen. Dem warf der Knabe ein Stückchen von der Birne zu. Das Tier verschlang es und starb auf der Stelle.

Dieser Augenblick, wie der Knabe die Birne in der Hand hält und der Hund liebkosend an ihm heraufspringt, ist in einem Gemälde festgehalten, das sich noch jetzt im Altarraum der Freienwalder Nikolaikirche befindet. Es trägt auch eine Inschrift, die sich auf diese Begebenheit bezieht und der Nachwelt mitteilt, daß Kaspar von Uchtenhagen erst achteinhalb Jahre alt war, als er starb. Damit war das Geschlecht der Uchtenhagen erloschen.

Der alte Uchtenhagen und sein Enkel ruhen in der Gruft unter dem Altar der Nikolaikirche. Vor Jahren öffnete man die Gruft und ihre Särge. Die Überreste der Verstorbenen waren bereits zu Staub zerfallen bis auf den Goldschmuck des Knaben, eine Goldmünze. Sie ist später ein Opfer der Zeit geworden .

Eine neuerliche Öffnung und Untersuchung der Särge und ihrer Überreste anläßlich einer Renovierung der Kirche im Jahre 1972 ergab keine neuen Anhaltspunkte für die Sage vom Giftmord. So mag die vermauerte Gruft ihr Geheimnis weiter bewahren.

Lebendig eingemauert

Der berüchtigte Ritter von Uchtenhagen, der sich gewöhnlich im schwarzen Loch unweit des Brunnens bei Freienwalde aufhielt, ließ sich, nachdem ihm der Landesherr das Land geschenkt hatte, das er vom Morgen bis zum Abend umreiten konnte, in Neuenhagen ein festes Schloß bauen. Dabei sagte er zu seinem Baumeister, er solle es so gut bauen, wie er nur könne, sonst wolle er ihn lebendig einmauern lassen.

Da hatte der Baumeister seine ganze Kunst angestrengt und ein herrliches Schloß zustandegebracht. Als es fertig war, hat ihn Uchtenhagen gefragt, ob er's nicht noch hätte besser machen können. Da hat er halb im Scherz „ja!" gesagt. Sogleich hat ihn Uchtenhagen greifen und lebendig einmauern lassen. Und die Stelle, wo das geschah, zeigt man noch heute.

Noch eine andere, ähnliche Geschichte berichtet die Sage von diesem Schloß Neuenhagen.

Eine arme Zigeunerin, begleitet von einer großen Schar halbnackter, hungriger Kinder, kam gerade um die Zeit des Baues dort vorüber. Der Bauherr, ein hartherziger, böser Mann, kaufte ihr das hübscheste Kind, einen etwa sechsjährigen Knaben, ab und ließ ihn lebendig einmauern. Das geschah, damit die Mauern unzerstörbar für alle Zeiten stehen bleiben sollten. Das ermordete Kind soll noch oft in der Nacht um Neuenhagen herum erschienen sein. Es weinte bitterlich und rang verzweifelt seine Händchen. Wem es aber erschien, den traf meist ein Unglück.

Soweit die Sage. Noch 1940 las man in der Schulchronik, daß man im 19. Jahrhundert im Kellergeschoß eine Tür entdeckte, die vielleicht schon Jahrhunderte vermauert gewesen war. Man brach sie auf und fand einen unterirdischen Kerker. Von der Decke hing eine Ampel; in der Ecke lag auf vermodertem Stroh ein Menschengerippe. Durch eine andere Tür gelangte man in ein kleineres Verließ. Dort saßen zwei Gerippe, die mit Ketten an die Wand gefesselt waren. Die drei Skelette wurden bestattet. Die Wandkrammen blieben in der Wand, die Ampel ist verschwunden.

Am Teufelssee bei Freienwalde

Die Herbstsonne schien mit schrägen, rötlichen Strahlen durch die hohen, dunklen Kiefernwipfel, kletterte an den dicken, rissigen Stämmen herab und hüllte sie in einen leuchtenden, kupfrigen Schein. Es dauerte nicht mehr lange, da wurde der Sonnenglanz immer blasser, bis er endlich einer blaugrauen Dämmerung wich.

Totenstill war's in den weiten Wäldern ringsum. Auf der Fahrstraße, die von Eberswalde über Freienwalde bis an die Oder nach Frankfurt führte, ratterte wohl dann und wann ein Bauernwagen daher, oder ein Bauer kam heim vom Feld. Aber im ganzen lag auch sie still und verlassen da. Hin und wieder flatterte ein Vogel über den Wipfeln, oder der eifrige Specht hämmerte an den Stämmen.

Jetzt knackten leise ein paar trockene Zweige. Es klang, als schleiche jemand mit großer Vorsicht durch das Gebüsch. Dann brach eine Hand die Zweige auseinander, und durch die Lücke schob sich sacht ein Mann auf den schmalen Waldpfad hinaus. Lauernd sah er sich nach allen Seiten um. Er war groß und hager, sein bärtiges Gesicht hatte er durch schwarzen Ruß völlig unkenntlich gemacht. Er trug ein einfaches Wams und kurze Lederhosen, im Gürtel steckte ein langes Jagdmesser.

Einige Augenblicke stand er still und lauschte. Dann glitt er gewandt an den dichten Stämmen entlang zu einer großen, hohen Kiefer, wo er einen Wacholderbusch behutsam beiseite bog. Nachdem er Moos und Waldstreu entfernt hatte, holte er aus einer Höhlung einen großen Jagdstutzen und eine lederne Pulvertasche hervor. Dann verdeckte er das Versteck wieder sorgsam und schlich leise, von Zeit zu Zeit lauschend, immer tiefer in den Wald hinein bis zu einem kleinen Waldsee, wo er sich vorsichtig in dem weichen Moos niederkauerte. Unheimlich still lag der Teufelssee.

Doch nicht lange brauchte der Mann zu warten, da erschien unter den Bäumen ein prächtiger Hirsch, der den Kopf mit dem herrlichen Geweih stolz aufgerichtet trug und mit klugen, blanken Lichtern aufmerksam umherspähte.

Wie ein Bild aus Stein saß der Mann, an den Stamm einer Kiefer gelehnt. Langsam, ohne das geringste Geräusch, hob er den Stutzen an die Wange, zielte ruhig und drückte los. Ein kurzer Knall, ein flatterndes Rauchwölkchen — der Hirsch machte ein paar Sätze zum Seeufer hin, dann brach er zusammen, und ein roter Blutstrahl färbte das grüne Moos. Mit ein paar Schritten war der Mann bei dem verendenden Hirsch, riß das Jagdmesser aus dem Gürtel und fing an, die Beute auszuweiden. Dabei war er ganz in seine Arbeit vertieft und überhörte völlig, daß sich Schritte näherten. Plötzlich traf der Klang einer menschlichen Stimme an sein Ohr. Er fuhr auf und hob blitzschnell den Stutzen empor. Seine wild funkelnden Augen hatten die Gestalt eines jungen Mannes erspäht, der, halb verdeckt von Büschen, in nächster Nähe stand. Der junge Ritter erkannte augenblicklich die Lebensgefahr, in der er schwebte, und ließ sich ins Gras fallen. Da gellte ein Schrei durch den stillen Wald, ein Schrei voller Schrecken und Todesangst. Im selben Augenblick ertönte auch schon der scharfe Knall der Flinte, dann ein Fall, und alles war wieder still.

Wie betäubt erhob sich der Junker vom Boden. Sein Blick irrte verständnislos zu dem Mann, der fassungslos auf ein junges Menschenkind blickte, das zu seinen Füßen lag. Langsam und leise sickerte warmes Blut durch ihr dünnes Gewand. Entsetzen und Erschrecken breitete sich über seine Züge: „Maria, du?“ Er kniete neben ihr nieder und nahm ihren Kopf sanft in seine Hände. Beim Klang seiner Stimme und der zärtlichen Berührung seiner Hände schlug sie die Augen auf. Verständnislos blickte sie von einem zum andern. Dann kam ihr plötzlich die Erinnerung, und mit angstvoller Gebärde streckte sie die Hände nach dem Junker aus.

„Ich war dem Vater heimlich gefolgt und sah, wie er auf Euch zielte. Da warf ich mich zwischen Euch und den Vater, aber er hatte schon losgedrückt, und die Kugel, die Euch zugedacht war, traf mich. Ich trag' es gern für Euch, Junker Heinrich, doch meinem Vater verzeiht, auch ich hege keinen Groll gegen ihn!“

Ihre Stimme wurde immer leiser und schwächer, noch ein Blick voll unendlicher, heißer Liebe umfaßte den Junker, dann sank ihr Kopf mit den schweren schwarzen Flechten hintenüber. Ein Beben ging durch ihre zarten Glieder, dann lag Maria starr und steif in Heinrichs Armen.

Da zerriß heller Hifthornruf und frohes Pferdegewieher die Waldesstille. Flinke Rossehufe trappelten dumpf über den Waldboden, und durch das grüne Unterholz kam eine bunte Jagdgesellschaft auf die Lichtung am Waldsee zugeritten, voran ein alter, weißbärtiger Ritter, dessen scharfe graue Augen voll tiefer Verwunderung an der Gruppe haften blieben. „Was bedeutet das, Heinrich?“ Der Junker trat zu seinem Vater und erklärte ihm mit knappen Worten den Vorfall. Des alten Ritters Antlitz überzog eine drohende Wolke. „Du also bist es, Friedrich Billung, der seit Monaten meinem Wild nachstellt. Nun hat dich die Strafe ereilt. So schlecht also vergiltst du meine Wohltaten! Doch da dein Kind sein Leben für meinen Sohn geopfert hat, sei dir das Leben geschenkt. Aber Haus und Hof nehme ich dir. Du sollst rechtlos und heimatlos umherirren. Das Gedenken an deine Bluttat sei dir Strafe genug!“

Einen Augenblick stand Friedrich Billung gesenkten Hauptes da, regungslos. Aber keine Bitte um Gnade kam über seine Lippen. Noch einmal umfaßte sein Blick Marias leblose Gestalt, dann wandte er sich kurz und war in wenigen Minuten verschwunden.

Stumm und ergriffen standen die Männer. Der alte Ritter faßte sich zuerst. Mit rauher Stimme befahl er: „Legt die Tote auf die Bahre und tragt sie zur Burg. Sie soll ein ehrenvolles Begräbnis haben!“

Langsam setzte sich der traurige Zug in Bewegung, und bald lagen Wald und See wieder in träumender Ruhe da. Nur die Wipfel der Bäume flüsterten geheimnisvoll, und die dunklen Wellen schlugen klagend an das sandige Ufer des Teufelssees, als weinten sie um das junge, blühende Leben, das so sinnlos geopfert wurde.

Die Seerose

An einem schönen, warmen Sommertag saß ein junges Mädchen an dem weidenumkränzten See, den die vielen Zusammenläufe der Oder bei Freienwalde bildeten. Der See war damals viel größer als heute, wo er durch den Weidendamm zerrissen wird, und es blühten eine Menge Seerosen auf seinem glatten Spiegel. Eine davon pflückte das Mädchen in achtloser Träumerei und merkte erst an einem dahingleitenden Schatten, daß es nicht mehr allein war. Es erschrak. Die Gestalt, die sich ihr näherte, mußte die Wasserfrau Unka sein, die sich nur Menschen zeigte, die am Tage der Sonnenwende geboren waren. „Brauchst dich nicht zu fürchten, Evchen“, sagte die Wasserfrau — denn sie war es wirklich — und schüttelte die Kleider trocken. „Ich weiß wohl, daß du auf mich wartest und was du begehrst.“ Die Unka lächelte, dabei fiel ihr das wundersame Haar in langen, feuchten Ringeln herab und glänzte in hundert Farben. Mit der Rechten griff sie hinein in diesen köstlichen Schmuck und zog aus ihm ein meergrünes, ein weißes und ein goldrotes Fädchen. „Drei werden um dich werben. Du kannst wählen. Eins der Fäden sei dein, und wem du es um den Finger schlingst, der ist dein im Leben und im Tode.“ Schnell griff das Mädchen nach dem goldfunkelnden Haar, Unka aber hob warnend den Finger: „Dein Köpfchen träumt Kühnes, und deine Hand begehrt Hohes. Aber die Höhen und Tiefen berühren sich. Geh' heim, sieh dich nicht um und suche mich nie wieder!“

Auf dem Heimweg grüßt sie der Fischersohn Berent Tyde, und eine rasche Blutwelle rötet sein offenes Gesicht. Es war aller Welt kundig, daß Berent dem schönen Mädchen gut war. „Der Schmierstiefel wär' mir der rechte!“ sagt Evchen schnippisch und dreht sich zur Seite. „Guten Abend, Evchen“, grüßt auch der junge Müllerbursche. Eva preßt fest das Goldhaar in der Hand und tut, als habe sie nichts gehört. „Lauf, du Mehlkittel“, sagt sie im Weitergehen. Da kommt ein Trupp Reiter von der Eberswalder Straße her, voran ein junger Ritter. „Seid gegrüßt, Jungfer. Wo gibt es hier eine Herberge, daß ich mit meinen Leuten und Rossen Unterkunft finden möge?“ Da machte Evchen ihre schönste Verbeugung: „Herr Ritter, so es euch beliebt, kommt mit zu meinem Vater; denn er ist Schultheiß dieses Ortes und wird Euch und Eure Begleitung wohl unterbringen.“

Des folgenden Tages saß der Fremde an des Schultheißen Tische; denn dieser hatte es sich nicht nehmen lassen, den Junker selber zu beherbergen. Der Ritter aber erzählte, wie er in die Ferne ziehen müsse, tapfere Taten zu bestehen. Eva sagte kein Wort, aber ihr glänzender Blick flog begehrlich zu dem Sprecher hinüber. Das Goldhaar, das sie an ihrer Brust geborgen hatte, drückte sie wie ein Bleigewicht. Und als der Fremde in seinem Sessel ermüdet eingenickt war, schlang sie heimlich das Haar um seinen Ringfinger. Vergeblich suchte der Fremdling, als er erwachte, das Haar abzustreifen. Beim Abschied küßte er Evchen: „Du bist meine liebe

Braut! Warte auf mich in Treue drei Jahre, dann komme ich und hole dich heim!“

Sieben Jahre gingen ins Land. Gras bewuchs längst das Grab Berent Tydes, des jungen Fischers. Der Müllerbursche hatte den Ort verlassen, wo seine Liebe verschmäht worden war. Eva aber wurde von allen gemieden, denn sie hatte ihre Fröhlichkeit verlernt, und ihre Reden klangen zerrissen und sonderbar. Als die Seerosen zum achten Mal auf dem Teich blühten, war Eva eines Tages verschwunden und kam nicht wieder.

Da sah eines Morgens der alte Fischer, als er die Netze hob, jenseits der Höhe einen Reiter über das Moor kommen, worüber weder Weg noch Steg führten. Als der Fremde den See erreicht hatte, an dem Evchen einst gesessen, erblühte dort eine nie gesehene purpurrote Seerose. Rasch stieg der Reiter vom Roß, um sie zu pflücken. Da hoben sich zwei Arme aus dem Wasser, die faßten seine Hand, und Roß und Reiter, Blume und Arme versanken in der Tiefe. Kein Mensch hat sie je wieder gesehen. Seither nennt der Volksmund diesen See den „Jungfernlug“, und die Sage von der stolzen Jungfrau, die Kühnes erträumte ohne eigenes Verdienst, ist lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag.

Der Fischer vom Hechtsee

Inmitten der Bruchwildnis, die einst das weite Odertal bis nach Freienwalde erfüllte, lag der düstere, sagenumwobene Hechtsee. An seinem hügeligen Ufergelände standen, wohl seit Jahrhunderten schon, weit verstreut ein paar niedrige Fischerhütten aus Fachwerk und Lehm.

Hier saß eines Abends beim trüben Schein des Öllämpchens ein junger Fischer tief gebeugt über ein Büchlein, das, auf dem Tisch aufgeschlagen, sein Soll und Haben enthielt, und rechnete und rechnete. Jedoch die Rechnung schien nicht aufzugehen. Nicht in zwei Jahren, nein, niemals würde er es schaffen! Dabei ging es um sein ganzes, junges Glück, um die Liebe zu Margarethe, der schönen Tochter des stolzen und reichen Ratsherrn zu Freienwalde.

Und das war so gekommen. Vor noch nicht zwei Jahren — damals lebte sein Vater noch — hatte ihn dieser nach Freienwalde mitgenommen, wo eine prächtige Hochzeit gefeiert wurde. Die Schwester des mächtigen Schloßherrn Werner von Uchtenhagen heiratete einen jungen Ritter. Nun strömte die Bevölkerung von weither, um den glanzvollen Hochzeitszug zu bestaunen. Bei dieser Gelegenheit hatte Georg, so hieß der junge Fischer, die Tochter des Ratsherrn gesehen, wie sie als Brautjungfer im Hochzeitszuge mitging. Und beider Herzen entbrannten sogleich in Liebe zueinander. Sie hatten sich ihre Liebe gestanden und waren fest entschlossen, sich durch nichts und niemand trennen zu lassen.

Der Ratsherr hatte ganz andere Pläne. Seine Tochter sollte einen vermögenden und angesehenen Kaufherrn aus Berlin heiraten, und dazu hatte er bereits alle Vorkehrungen getroffen. Trotzdem wagte es Georg, ihn aufzusuchen und um die Hand seiner Tochter zu werben. Der hörte den jungen Fischer zwar an, aber er stellte ihm die Bedingung, erst einmal ein Haus zu bauen, das der Tochter eines Ratsherrn würdig sei; außerdem

solle er ihm den Tisch des Hauses mit fünfzig Schock böhmischen Groschen belegen, die er als rechtmäßiges Eigentum ausweisen könne.

Bekümmert stützte Georg den Kopf in seine Hände. Wenn er sich auch noch so sehr abmühte und schuftete, das würde er nie aufbringen. Er sah keinen Ausweg.

Draußen war ein heftiger Sturmwind aufgekommen. Er rüttelte an Fenstern und Türen und peitschte die Wellen des Hechtsees zu weißen Schaumkronen. Da war es ihm, als habe soeben jemand geklopft. Doch als er das Fenster öffnete und hinausschaute, sah er nichts als undurchdringliche Finsternis. Nur einige blaue Flämmchen hüpften über den Wellen hin und her. Plötzlich raste ein Ungetüm wie ein schwarzer, zottiger Hund am Häuschen vorbei mit glühenden Augen, und aus dem Maul flammte der Atem wie lebendiges Feuer. Mit wütendem Gejaule jagte er die Böschung abwärts und verschwand in den aufgeregten Wellen. Dann ertönte eine dumpfe Stimme vor dem Fenster:

Auf, Fischer, auf! Versäume nicht die Zeit!
Nimm deinen Kahn und fahr' zum Berg!
Denn dort steht dir des Lebens Glück bereit.
Doch sei genügsam!

Dann war alles wieder still. Nur der Wind heulte nach wie vor um die kleine Fischerhütte. — Das war ja wie Geisterspuk! Nein, damit wollte er nichts zu tun haben. Er vertraute auf seine eigene Kraft!

Aber hatte ihm nicht einst sein Vater vom Schloßberg jenseits des Wassers und seinen sagenhaften Schätzen erzählt, die geborgen werden sollten? Und jedermann wußte auch, wie einst ein Schlosser, gierig auf das viele Gold, versucht hatte, den Schatz zu heben. Nicht einmal bis ins Burgverließ war er gekommen. Er hatte gerade den Dietrich ins Torschloß stecken wollen, als ein jäher Windstoß sein Licht auslöschte. Was sonst geschah, davon wußte er später nichts mehr. Stundenlang hatte er bewußtlos am Boden gelegen. Erst im Morgengrauen rappelte er sich langsam auf und aus dem finsteren Gang hinaus. Nach drei Tagen war er tot.

Sein Blick fiel wieder auf sein Büchlein. Er dachte an seine Margarethe, an ihre Treue und all das Leid, das sie um ihn erdulden mußte. Schließlich war es doch kein Unrecht, einmal selber das Glück beim Schopf zu packen, wenn es sich darbot! Da stand sein Entschluß fest. Sollte sich die Stimme noch einmal melden, würde er nicht zögern, ihr zu folgen.

Am andern Abend hatte sich der Sturm erneut erhoben. Ja, es schien, als wütete er heute noch heftiger denn je. Kaum hatte es elf Uhr geschlagen, klopfte es wieder, deutlich vernehmbar, dreimal gegen das Fenster. Da stand Georg auf, ließ die Lampe im Zimmer brennen, daß sie ihm als Leuchte auf dem Heimweg diene, und trat hinaus in die Dunkelheit. Ungestüm brandeten die Wellen gegen das Ufer, und die blauen Flämmchen tanzten wild die Böschung auf und nieder. So viele waren es heute. Plötzlich stand vor ihm eine dürre Männergestalt in weißem, flatternden Mantel und sprach mit dumpfer Stimme:

Auf, Fischer, auf! Versäume nicht die Zeit!
Nimm deinen Kahn und fahr' zum Berg;
Denn dort steht dir des Lebens Glück bereit.
Doch sei genügsam!

Dann erhob er warnend den Finger und verschwand wieder in der tiefen Finsternis. Nun hielt Georg nichts mehr zurück; mit ein paar Schritten war er am Boot, löste die Kette und warf sie hinein, daß sie klirrte. Dann

sprang er selber nach und stieß es mit voller Kraft vom Ufer ab. Wie ein Spielball tanzte das leichte Fahrzeug auf den Wellen. Es war, als ob Geisterhände es zogen und schoben. Pfeilschnell glitt es dahin, den Bergen zu. Ein Irrlicht hüpfte voran und wies den Weg. Bald war der Fuß des Schloßberges erreicht, nur ein paar Ruderschläge noch, dann stieß das Boot knirschend auf den Strand. Schnell sprang Georg ans Ufer und zog das Boot hinauf. Dann folgte er dem Flämmchen, das ihm voranleuchtete, die finstere Talschlucht hindurch aufwärts zur Burg, vorbei an Spukgestalten, die mit fratzenhaften Gesichtern und verzerrten Leibern um ihn herumtollten und offenbar seinen Weg versperren wollten. Auch eine gespenstische Prozession von Priestern, Mönchen und Pilgern, mit brennenden Kerzen in den Händen auf einer Wallfahrt zum nahen Hotkenberg und dem wundertätigen Marienbild in der Kapelle, hielt ihn auf. Dann umgab ihn wieder tiefe Finsternis.

Endlich auf der Höhe des Schloßberges fand er unter Schlehen und Dorngestrüpp das eiserne Tor zum Burgverließ. Es öffnete sich vor ihm von selbst und gab den schmalen, feuchtkalten Kellergang zum Gewölbe frei. Das blaue Flämmchen war schon hineingehuscht, beherzt folgte Georg. Doch kaum hatte er den halben Weg zurückgelegt, da ließ ein furchtbarer Anblick sein Blut stocken. Hinten an der Kellerwand hockten drei menschliche Gerippe, mit ihren linken Knochenarmen an die Wand gekettet. Vor jedem stand ein Fäßchen unterschiedlicher Größe, und auf ihren Deckeln lagen je drei Münzen, auf dem größeren drei aus Silber, auf dem kleinsten drei aus Gold; auf dem mittleren aber funkelten zwei Silbermünzen und eine goldene. „Doch sei genügsam!“ klangs ihm auf einmal wieder im Ohr. Da griff er zögernd nach dem kleinsten Fäßchen. Doch sogleich schreckte er zurück; denn das Gerippe dahinter schien sich plötzlich zu beleben, es reckte sich auf und rasselte beängstigend mit der Kette. Seine leeren Augenhöhlen schossen Feuerfunken, und die dürren Knochen klapperten.

Schnell griff er nach dem Fäßchen mit den Silbermünzen. Doch auch hier reckte sich das Gerippe empor und stieß mit einem rostigen Schwert in der Knochenhand nach ihm. Georg aber war bereits auf und davon. Wildes Wehgeschrei und wimmerndes Rufen hallten ihm aus der Tiefe des Berges nach. Er sah sich nicht um und rannte, so schnell es ging, die Schlucht hinunter, wo der stille Waldbach jetzt wild aufschäumte. Die Last drückte immer schwerer, aber er hielt nicht an, bis er wieder bei seinem Kahn am Ufer stand. Hier setzte er das Fäßchen hinten hinein und griff, erleichtert, daß alles gut gegangen sei, in die Ruder, um zurückzufahren. Doch wieder hörte er die dumpfe Stimme:

Du wähltest falsch! Bald flieht die Nacht,
Dein Schatz ruht noch in Bergesschacht.
Der ist geraubt! — Nun wähle gut!
O rette, rette dein junges Blut!

Und eine Gestalt im weißen, flatternden Mantel huschte schattenhaft an ihm vorüber.

Was sollte er tun? Doch er besann sich nicht lange. Bereit, für seine Liebe alles zu wagen, stürzte er zurück in die schaurige Waldfinsternis. Und wieder stand er in der modrigen Kellerhöhle und griff nach dem Fäßchen mit den Silber- und Goldstücken. Und siehe da! Das Gerippe in der Mitte wehrte ihm nicht, sondern nickte dreimal mit dem hohlen Schädel, als wollte es sagen: „Ja, das ist dein!“

Da nahm er das Fäßchen getrost und wandte sich zu gehen. In diesem Augenblick erlosch das Flämmchen, das ihn bisher geleitet hatte, und rabenschwarze Finsternis umhüllte ihn. Aus der Tiefe des Kellers aber glühten zwei feurige Augen auf und bewegten sich dem Ausgang der Höhle zu. Mühselig tappte er hinterher, unsicher an den feuchten Wänden tastend. Das Fäßchen ließ er nicht aus seinen Armen. Krachend schlug das Tor hinter ihm ins Schloß. Tastend und strauchelnd fand er den Weg durch die düstere Talschlucht. Doch da kam etwas den Waldpfad herauf, schnob und keuchte ihm entgegen, näher, immer näher, ein Ungeheuer, schwarz und zottig wie ein Hund. Schwefelig-gelb glühten seine Haare. Und es schoß an ihm vorbei und schleppte im Rachen ein Fäßchen, dasselbe, das der Fischer zuerst in den Kahn getragen hatte. Entsetzen packte ihn, doch da war das Untier auch schon im Dickicht verschwunden.

Es dünkte eine Ewigkeit, bis er sich endlich an sein Boot herangefunden hatte. Das lag noch, von der Brandung heftig umtost, an derselben Stelle. Schnell stellte er das Fäßchen hinein, stieß ab und lenkte den Kahn in weitem Bogen vom Ufer weg. Da raste vom nahen Walde her das schwarze Ungetüm mit wütendem Geheul heran, sprang mit einem langen Satz in den Kahn und setzte sich vorn hin, dem Fischer gerade gegenüber.

Da hallte vom nahen Kirchturm der Stadt der erste Glockenschlag des neuen Tages. Der Sturm legte sich allmählich, die Wellen glätteten sich, und am Himmel verteilten sich die Wolken. Dazwischen blinkten still und feierlich ein paar Sterne. Aus der Fischerhütte grüßte der milde Schein des Lämpchens. Der Hund rührte sich nicht von seinem Platz, zeigte aber, ab und an grimmig knurrend, die spitzen Zähne. Hoch aufgerichtet stand der Fischer da in seinem Kahn, bereit, ihn mit wuchtigem Ruderschlag niederzustrecken, sollte er es wagen, ihm noch zuletzt das Fäßchen zu entreißen. Schaukelnd glitt der Kahn über das Wasser, dem Hechtsee zu. Nicht lange, so lenkte Georg ihn zur Uferbucht hinein. Gerade wollte er zum letzten Stoß ansetzen, da reckte sich auf einmal das wachsame Ungeheuer an der Spitze wild empor. Kurz und heiß keuchte sein Atem, dann, sich niederkauernd, setzte es zum jähen Sprung an, falls der Fischer nun an ihm

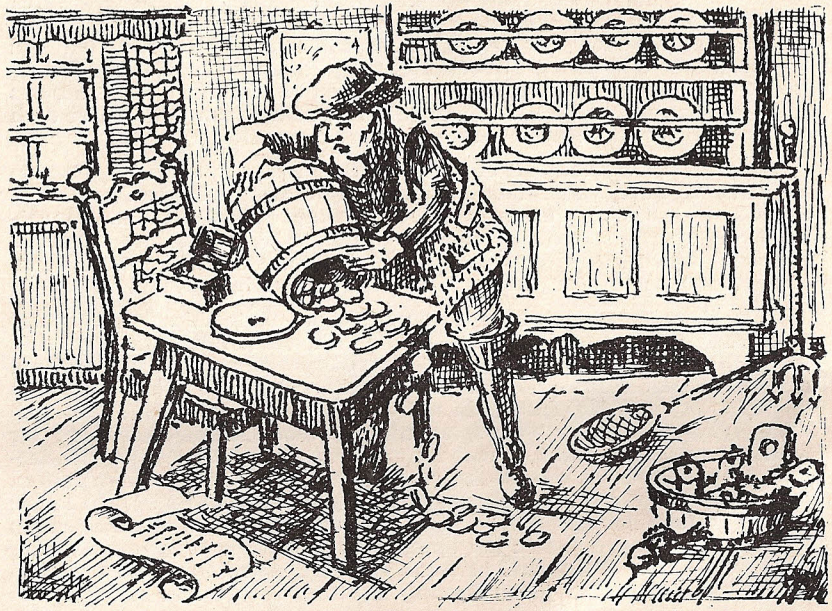
vorüber mit dem Fäßchen aus dem Kahn steigen wollte. Georg erblaßte. Mit letzter Anstrengung riß er das Boot herum und setzte es mit dem hintern Ende auf das flache Land. Mit einem Satz, das Fäßchen fest im Arm, stand er auf sicherem Boden. Der Hund heulte laut auf und sprang wild im Kahn hin und her; dann stürzte er sich kopfüber in den See und schwamm zum Schloßberg zurück. Ein feuerroter Streifen zog hinter ihm her. Der Fischer blickte ihm nach, bis er in der Ferne verschwunden war. Dann wandte er sich um zu seiner Hütte.

Wieder stand vor ihm die hagere, verhüllte Gestalt mit dem flatternden, weißen Mantel und redete ihn an:

Ein rechtmäßig' Erbe wurd' dir zuteil!
Behüte es gut, dir zum Segen und Heil!
Glück und Frieden bring' es ins Haus!
Ich darf nun ruhen — der Fluch ist aus!

Die Turmuhr schlug die zweite Stunde. Da hatte sich die Gestalt am Ufer aufgelöst. An ihrer Stelle lag ein Pergament auf dem Boden. Georg hob es auf. Neugierig entfaltete er die Urkunde. Sie war an ihn als den Eigentümer des Fäßchens gerichtet, und er las:

„Da du die Prüfung frei von Habgier und Eigennutz bestanden hast, nimm das Fäßchen mit den Silber- und Goldmünzen als dein rechtmäßiges Eigentum. Es enthält das Vermögen deiner Ahnen, die als freie Fischer an der Oder und am Hechtsee lebten. Sie wurden ungerecht bedrückt und ausgeplündert von den Raubrittern, die auf dem Schloßberg hausten. Einer deiner Ahnen empörte sich trotzig gegen seine Unterdrücker. Da kerkerten sie ihn ein, legten ihn in Ketten und ließen ihn grausam verhungern. Das mittlere Gerippe im Keller ist dieser, dein tapferer Ahnherr. Du bist sein rechtmäßiger Erbe!"



Da eilte Georg ins Haus, öffnete das Fäßchen und schüttete seinen Inhalt auf den schweren Eichentisch. Da rollten Groschen, Silber- und Goldmünzen klingend durcheinander. Er zählte sie nicht. Er wußte nun, daß er reich war, sehr reich. Und alle Not hatte ein Ende.

Am nächsten Mittag, als die Sonne klar und golden über dem Hechtsee strahlte, sah sie einen jungen Fischer, der im Sonntagsstaat fröhlich seine Schritte nach Freienwalde lenkte. Und so endet diese Geschichte, die einst mit einer Hochzeit begann, ebenso damit, daß zwei glückliche Menschen sich endlich trotz allem für ihr ganzes Leben angehören durften.

Die versunkene Kapelle im Baasee

Als noch dichte, unermeßliche Wälder, belebt von zahlreichen Hirschen, Rehen und Wildschweinen, die ganze Umgebung von Freienwalde bedeckten, lebte dort in tiefster Waldeinsamkeit ein Köhler mit seiner Tochter. Die Frau war ihm früh gestorben, und so wuchs das Kind ohne Mutter auf. Während der Vater Tag für Tag seine schwere Arbeit am Kohlenmeiler verrichtete, war Ilse, wie die Tochter hieß, sich völlig selbst überlassen. Aber sie fühlte sich nicht einsam, denn die Tiere des Waldes waren ihre Gespielen. Eine gütige Fee hatte ihr nämlich bei ihrer Geburt an der Wiege die Gabe verliehen, die Stimmen der Tiere zu verstehen und, was noch wunderbarer war, die Elfen, Nymphen und Gnomen und alle Waldgeister, die in den Bäumen und Blumen leben, zu sehen. Daher kannte Ilse keine Langeweile, denn überall begegneten ihr die kleinen und zarten Gestalten. Wenn die Blumen auf der Waldwiese blühten, spielte sie mit den Elfen und tanzte mit ihnen im fröhlichen Reigen. Der rußige Köhler aber war den guten Waldgeistern dankbar, daß sie sich seines mutterlosen Kindes so liebevoll annahmen.

Die Jahre gingen dahin, und Ilse war zu einem schönen Mädchen herangewachsen. Da geschah es, daß ein junger Ritter, der auf der nahen Sonnenburg wohnte, durch den Wald geritten kam und das schöne Mädchen sah. Ilse sah ihn mit ihren klaren Augen offen und ohne Scheu an, als er vor ihr stand. Sie fanden Gefallen aneinander. Sanft zog er sie in seine Arme, und das schlichte Mädchen schenkte dem jungen Ritter sein Herz. Seit diesem Tage trafen sie sich öfter und wurden immer vertrauter miteinander. Er nannte Ilse seine liebe Braut und schwor ihr, sie zur Frau zu nehmen, sobald er mündig sei.

Wieder einmal hatte ihr der Junker unter heißen Küssen sein Versprechen beteuert. Da sagte Ilse zu ihm: „Wenn du es wirklich treu und aufrichtig meinst, dann komm mit zu der kleinen Kapelle am Baase und wiederhole dort dein Gelübde vor dem Marienbild!" Der junge Ritter lächelte im stillen über den seltsamen Einfall seines Mädchens. Doch warum sollte er ihr nicht zu Willen sein? Die Morgensonne durchflutete den Kapellenraum, als der Ritter hier seine Hand zum Schwur erhob. Noch oft waren sie beieinander. Und die Waldgeister, denen Ilse von ihrem Liebesglück erzählte, hatten ihre helle Freude daran.

Dann kam ein Tag, an welchem ihr der Junker erzählte, er müsse einige Zeit fernbleiben, denn er sei zu einem Turnier nach Schloß Werbellin eingeladen. Mit Stolz prahlte er ein wenig, wie er seinen Mut im Zweikampf beweisen werde. Traurig ließ ihn Ilse ziehen.

Als er nach langer Zeit wiederkam, war er ein anderer geworden. Die Stelle der armen Köhlertochter hatte das reiche Edelfräulein vom Schloß am Werbellinsee in seinem Herzen eingenommen. Ihre Eltern waren ja seit langem befreundet, und so hatten sie, nach damaligem Brauch, ihre Kinder füreinander bestimmt. Nun war die Zeit herangekommen, da der junge Ritter seine Braut heimführen sollte. Voller Sorge dachte er manchmal an den Schwur, den er unüberlegt in der Kapelle geleistet hatte.

Ilse merkte bald die Veränderung im Wesen ihres Geliebten. Immer seltener wurden ihre Begegnungen. Da suchte sie in der Not ihres Herzens Zuflucht bei ihren alten Gespielinnen, den Waldelfen. Aber auch diese konnten sie nicht trösten, sie wußten ja nur zu gut, weshalb der junge Ritter Ilse vergessen hatte. „Das reiche Grafenfräulein von Schloß Werbellin wurde ihm von seinem Vater zur Frau bestimmt!“ Da weinte die arme, betrogene Ilse bitterlich. Voll Mitleid sahen die Elfen sie an: „Weine nicht, du gutes Kind, wir stehen dir bei, und der Ritter wird sein Glück nicht finden, weil er die Treue brach!“

An einem heißen und schwülen Sommertag saß Ilse wie jetzt immer allein und traurig im Wald, da läutete plötzlich die Glocke in der kleinen Kapelle am Baasee. Und als sie den Klängen nachging, sah sie einen langen, prunkvollen Hochzeitszug auf dem Weg zur Kapelle. An der Spitze erkannte sie den treulosen Ritter in blitzender Rüstung und ihm zur Seite, glücklich lächelnd, eine andere, eine vornehme Dame in reichem Hochzeitsschmuck. Ein jäher Schmerz durchzuckte das Mädchen, und sie brach auf dem Waldweg besinnungslos zusammen.

Alsbald hatte sich ein schweres Gewitter über dem See zusammengezogen. Schwarz wie die Nacht war der eben noch leuchtend blaue Himmel geworden. Grelle Blitze zuckten, laute Donner ließen die Erde erbeben. Der stille Baasee begann wild aufzuschäumen und zu tosen. Mit bleichem Antlitz war gerade der Ritter vor den Traualtar getreten und neben ihm seine ängstlich zitternde Braut, da fuhr ein furchtbarer Blitz hernieder und schlug zündend in der Kapelle ein. Hoch schlugen die Flammen empor. Noch einmal dröhnendes Donnergrollen und Krachen, dann tat sich die Erde auf und verschlang im Augenblick die Kapelle mit der ganzen Hochzeitsgesellschaft. Die Fluten des Baasees, die noch immer schäumten und tobten wie wilde Meereswogen, hatten alles in ihrer Tiefe begraben.

Auch Ilse, das Köhlermädchen, war verschwunden. Sie ist aber nicht ertrunken, sondern die treuen Waldelfen haben sie gerettet und zu ihrer Königin gemacht. In sternenklaren Nächten könnt ihr sie mit ihren lieblichen Gespielinnen am Baasee den Reigen tanzen sehen, und leise tönen dazu Glockenklänge vom Grund des Sees dumpf und klagend herauf.

Die Brandfichte

Wenn man von Freienwalde aus die Berliner Chaussee emporwandert, trifft man nach etwa einer halben Stunde in der Nähe der Försterei Bodenseichen am linken Straßenrand auf eine hohe Kiefer, an der sich eine unscheinbare Tafel befindet. „Brandfichte“ steht auf ihr, und das bedeutet, daß an dieser Stelle im Jahre 1628 eine Hexe aus der Stadt Freienwalde verbrannt worden ist. Sie hieß Anna Liebenwaldt und wurde beschuldigt,

sie habe ihren verstorbenen Mann vergiftet. Weit außerhalb der Stadt, wo heute die Brandfichte steht, wurde das Urteil vollstreckt. Als Anna Liebenwaldt auf dem brennenden Holzstoß stand, rief sie mit fester Stimme der umstehenden Menge zu: „So wahr ich unschuldig sterbe, wird aus der Asche dieses Scheiterhaufens eine Fichte hervorkeimen und zu einem mächtigen Baum werden!“

Die Weissagung ging in Erfüllung. Im nächsten Frühjahr keimte an der Stelle, wo die Asche gelegen, ein grünes Spitzchen hervor. Mit Macht wuchs das Bäumchen, überholte bald alle Nachbarn und wurde ein starker hochgipfliger Baum, der im Volksmund den Namen „Die Brandfichte“ erhielt. Es entstand der Brauch, daß jeder Vorübergehende, der die Geschichte und die Stelle kannte, ein dürres Zweiglein hinwarf zum Andenken an die unschuldig Verbrannte.

Wohl ging die Fichte im Laufe der Zeit ein; aber wie die Sage, so blieb auch ihr Name erhalten und wurde stets auf die nächststehende hohe Kiefer übertragen.

Aus den Jahren 1551 bis 1644 erzählt die Chronik allein von zehn Hexenprozessen in der Stadt Freienwalde mit all ihrem Greuel. Nicht einmal der Dreißigjährige Krieg, der auch über Freienwalde mit seiner ganzen Not hereinbrach, konnte den Hexenwahn brechen. Als bereits die Pest in den Häusern der Stadt wütete und die Einwohner nicht mehr wußten, wohin mit den Leichen, da die Bürger, wenn sie konnten, sich auf die einsamen Oderrähnen flüchteten beim Anmarsch plündernder Soldateska, auch da, noch 1634 bis 1644, wurden „Hexen“ peinlich befragt und hingerichtet.

Der Seekönig und seine Töchter

Der Seekönig war in größter Sorge. Sein Reich an der unteren Oder, in dessen Gewässern, Teichen und Tümpeln seine Töchter, die Nixen und Nymphen, wohnten, war arg bedroht. Die Menschen drangen von allen Seiten in sein Gebiet ein, um die Gewässer trockenzulegen und den Seeboden in fruchtbares Ackerland umzuwandeln. Schließlich packte ihn die Verzweiflung. In einer stürmischen Gewitternacht brach er auf, überflutete das ganze Land ringsum und stürzte dem Odertal zu, um sich schließlich mit dem unendlichen Meer zu vereinigen.

Seine Flucht geschah in aller Eile, so daß er vergaß, seine Töchter zu wekken und mitzunehmen. Sie wurden erst durch ein lautes Getümmel aus ihren Träumen aufgeschreckt. Die Menschen waren herbeigeeilt und besichtigten unter lauten Verwünschungen auf den Seekönig den Schaden und die Zerstörungen, die er angerichtet hatte, und beratschlagten, was sie mit dem Neuland, wenn es wasserfrei geworden sei, anfangen sollten.

„Wir dürfen vor allen Dingen nicht dulden, daß die kleinen, tiefer liegenden Gewässer, die jetzt zurückgeblieben sind, den großen nacheilen! Sonst wird aus dem Seeboden kein fruchtbares Ackerland, sondern nur Wüste voller Steine und Geröll. Darum wollen wir Wehre und Schleusen anlegen, um unsere Felder und Weiden zu bewässern, Flöße fortzuschaffen und Mühlen zu betreiben."

Sie machten sich sogleich an die Arbeit. Die kleinen Nixen aber, die noch über das Verschwinden des Seekönigs, ihres Vaters, betrübt waren, wurden noch trostloser, weil die Menschen sie mitleidlos in ihre Dienste zwingen wollten. Ein solches Leben erschien ihnen zu hart und unerträglich. Deshalb wollten sie schnell zusammenströmen und in gemeinsamem Durchbruch den Fluchtweg ihres Vaters zu erreichen suchen, um so der Knechtschaft durch die Menschen zu entkommen.

Das war leichter gedacht als getan. Ein paar größeren Schwestern gelang es, sich einen Fluchtweg zu wühlen. Doch hemmten große Steine und Geröll ihren Lauf und verengten sie zu kleinen Rinnsalen. Die Menschen, die alle diese Vorgänge mit Aufmerksamkeit beobachteten, wußten auch hieraus ihren Vorteil zu ziehen und zwangen die abfließenden Gewässer ebenfalls in ihren Dienst.

Da saßen nun die Nixen, die ihren Wohnsitz nicht verlassen konnten, und beweinten ihr trauriges Los. Aber selbst ihre Tränen brachten wiederum nur den Menschen Gewinn; denn je reichlicher sie flossen, desto schwerer mußten die Nixen arbeiten.

Einst aber würde der Tag kommen, da ihre Tränen versiegten. Dann würden die kleinen Teiche und Tümpel ganz ausgetrocknet sein. Das bedeutete für sie den sicheren Tod! Sie wollten jedoch eines so furchtbaren Todes nicht sterben. Deshalb kann man zur Sommerzeit im Mondenschein viele kleine Nixen in weißen Gewändern auf den Gewässern im Oderland sehen, wie sie mit Spindeln aller Art, die wie die Köpfe weißer Mummeln aussehen, über der Wasserfläche dahintanzen und ihre Nebel-Linnen spinnen und weben. Sie halten damit die Wiesen, Felder und Bäume feucht und sorgen gleichzeitig auch dafür, daß ihre Gewässer weiterhin den Menschen dienen können.

Doch wehe dem neugierigen Menschen, der stehenbleibt und das Schnalzen ihrer Lippen hört, wenn die Nixen ihre Finger mit den Lippen befeuchten, um den Faden zu glätten. Dann schleudern sie ihm schnell ihre

Spindeln um die Füße und ziehen ihn an den langen Fäden zu sich auf den feuchten Grund.

Darum müssen wir uns hüten, ihnen in einsamer Gegend „in den Wurf zu kommen", wie die Leute sagen.

Jedute

Gewiß ist, daß in Wriezen ein Jedute gewesen und verehrt worden ist. Es soll ein „Jedutha", ein steinernes Bild vor dem Wriezener Hospitaltor in einem steinernen „Schwibbogen" gestanden haben, dessen Fundament noch im Jahre 1690 zu sehen war. Nicht weit davon hat man später Urnen gefunden.

Dieses Bild wurde von den Reisenden verehrt und um Hilfe angerufen, ebenso um Bewahrung des Viehs vor Krankheit und Gefahr und um reichen Fischfang im Oderbruch.

In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges haben dann die Bruchbewohner ihren „Jedutha" nach Lewin, Altlewin, gebracht und zwischen den Dörfern Lewin und Trebbin (Alttrebbin) ein gleiches Fundament mit einem Schwibbogen für das Standbild errichtet. Eine alte Frau, namens Jesus Anna, soll dort immer morgens und abends hingegangen sein und dem Standbild ihre Verehrung erwiesen haben.

Später ist der Jedute im Wasser versenkt worden. Aber noch lange Zeit war eine Beschwörungsformel in Gebrauch:

Cater über den Jeduth,
den Betrüber äwer den Jeduth,
Jesus äwer den Bedröwener!

Noch um 1650 hatte der Superintendent an der Wriezener Marienkirche, Magister Adam Spengler, gegen den alten Aberglauben zu kämpfen. Er schrieb eigens dazu einen „Katechismus", um das „Heidentum aus dem Oderbruch auszufegen".

Auch aus Zechin wurde erzählt, daß man hier vorzeiten im Bruch einen „Abgott, den sie Jedute genennet, wie einen Roland aufgerichtet" hatte, dem man sein Glück, gute Nahrung und dergleichen zugeschrieben habe, „der aber zur Zeit der Kirchenverbesserung (Reformation) umgeworfen" und verbrannt worden ist.

Wie Schulze Hoppe das Wetter machte

Es war einmal ein Schulze im Oderbruch, der hieß Hoppe. Dem konnte das Wetter niemals recht sein. Bald war es ihm zu trocken, bald regnete es zuviel. Da sagte der liebe Gott endlich: „Im nächsten Jahr sollst du selbst das Wetter machen!"

So geschah es denn auch. Und der Schulze Hoppe ließ nun abwechselnd regnen und die Sonne scheinen. Das Getreide wuchs und wuchs, daß es eine Pracht war — mannshoch. Als es aber zur Ernte kam, waren alle Ähren taub; denn der Schulze hatte den Wind vergessen. Der muß aber wehen, wenn das Getreide sich besamen und Frucht tragen soll.

Seit der Zeit hat Schulze Hoppe nicht mehr über das Wetter gesprochen und war damit zufrieden, wie es bisher gewesen war.

Die zwei Betrüger

Einst standen beim Dorf Altlewin Windmühlen. Das war schon Jahrhunderte so. Der damalige Müller aber war ein Betrüger. Von einem Scheffel Korn bekamen die Mahlgäste nur die Hälfte zurück und dazu noch von schlechterer Sorte, und um das Mehl gehörig schwer zu machen, wurden Ziegelsteine dazwischengemahlen.

Der Müller, der durch seine Unredlichkeit immer reicher geworden war, besaß auch einen großen Acker, welcher an die Besitzungen eines Altlewiner Bauern grenzte. Dieser Bauer war auch ein Mahlgast des Müllers, betrog aber ebenso sehr wie jener. Er rückte nämlich alljährlich seine Grenzsteine weiter auf den Acker des Müllers und erlangte auf diese Weise nach und nach ein bedeutendes Stück Land.

Obgleich beide Nachbarn reiche Leute waren, so konnten sie sich doch des unrechtmäßig gewonnenen Gutes nicht lange freuen und starben beide am selben Tage und in derselben Stunde, der Müller fünfundvierzig, der Bauer fünfundfünfzig Jahre alt. Sie hatten aber auch im Grabe keine Ruhe. Der böse Geist umschlang sie beide mit einer eisernen Kette, so daß sie mit ihren Rücken zusammenlagen und ihre Arme kreuzweis auf der Brust gebunden waren. Dazu kam noch, daß sie unsichtbar gemacht wurden. Sobald der Müller sich fortbewegen wollte, hatte er den Bauern mitzuschleppen, und beabsichtigte der Bauer dasselbe, mußte der den Müller auf dem Rücken tragen, wobei es beiden an Schmerzen vom Druck der schweren Kette nicht fehlte.

Oft ertönte bei der Mühle des Nachts eine Stimme: O weh! o weh! ich habe meine Mahlgäste um Mehl betrogen! O weh! o weh! — Aber niemand sah etwas.

So trieben auch einst die Zusammengeketteten nachts gegen 12 Uhr ihr Unwesen auf dem Acker des Bauern, als ein betrunkener Schreiber einhergewankt kam. Er hörte den Bauern, der sonst niemals gesprochen hatte, laut und ängstlich rufen: O weh! o weh! ich habe die Grenzsteine des Müllers verrückt! o weh! o weh! — Der Schreiber aber antwortete ihm in seiner Trunkenheit: „Dummkopf, bringe doch die Grenzsteine wieder auf die richtige Stelle“ — und stolperte dabei weiter.

Der Bauer machte sich wirklich eilends an die Arbeit, und kaum war der letzte Stein an seinem Ort, da zersprang die eiserne Kette mit furchtbarem Gerassel, und die beiden Sünder waren befreit.

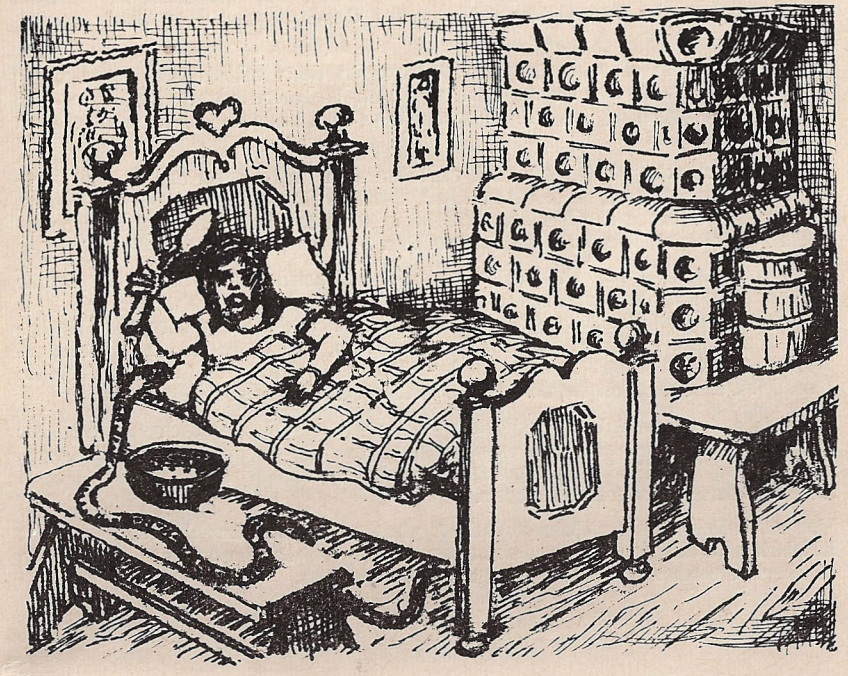
Es war gerade punkt 12 Uhr. Da riefen Bauer und Müller zugleich: Gottlob! Nun sind wir beide auseinander! — Der Müller aber stürzte sich in ein Mauseloch und der Bauer in einen Dunghaufen.

Seit der Zeit scheinen die beiden ihre Ruhe gefunden zu haben, denn man hat nie wieder des Nachts bei Altlewin Klagerufe von ihnen vernommen.

Das Kind und die Schlange

Als das Oderbruch noch nicht trockengelegt war, da war es voll Wasserlachen und Gestrüpp aller Art. Es gab auch Schlangen darin, die als heilige Tiere verehrt wurden. Die Häuser hatten noch nicht so sichere Fundamente wie jetzt, so fanden sich die Schlangen häufig unter dem Ofen und Herd ein, weil sie die Wärme lieben. Aus diesen Schlupfwinkeln wurden sie

aber nicht vertrieben, sondern man lockte sie mit besonderen Sprüchen hervor auf ein weißes Tuch an der Erde, wo man ihnen allerlei Speise vorsetzte. Fraßen die Schlangen hiervon, so bedeutete es Glück für das Haus, Unglück aber, wenn sie nicht hervorkamen oder zurückkrochen, ohne die Speisen angerührt zu haben. Später hörte die Schlangenverehrung auf; aber man jagte und tötete sie nicht. So wurden sie schließlich ganz dreist. Damals lebte im Metzdorfschen Haus zu Altreetz ein Fischer mit seiner jungen Frau und einem kleinen Kind, das gewöhnlich noch schlief, wenn die Eltern morgens das Haus verließen, um zur Arbeit zu gehen. Dem Kind stellten sie vorher eine Milchsuppe ans Bett, die es, wenn es aufwachte, essen sollte. Regelmäßig aber, wenn das Kind zur Suppe langte, war die Hälfte der Milch im Napf bereits ausgefressen, so daß es immer mehr abmagerte. Als man es fragte, ob es sich nicht satt äße, erzählte es, ein glattes Tier, das sich auf dem Bauch hin und her schlängele, komme oftmals zu ihm ans Bett und schlecke von der Milch.



Da paßten die Eltern auf, und siehe da, hinter dem Ofen kam eine wohlgenährte Schlange hervor, kroch an den Napf und fing an zu fressen. Da erwachte das Kind, schlug mit seinem Löffel der Schlange auf den Kopf und sagte: „Käte. fit ook Bocken!“ (Kröte, friß auch Brocken!) Die Eltern erschlugen das Tier, doch bald darauf starb das Kind. Die Leute aber sagten, sie hätten die Schlange nicht töten dürfen, denn nun habe sie das Kind nach sich gezogen.

Die Unnererdschken von Altreetz

Vor langer Zeit waren am Heiligen Abend die Bewohner des Montagschen Hauses zu Altreetz alle wie gewöhnlich zur Kirche gegangen. Nur die Hausfrau lag mit ihrem soeben geborenen Säugling zu Hause im weichen Himmelbett. Da, zwischen Wachen und Träumen, vernahm sie plötzlich summende und wispernde Geräusche im Zimmer. Neugierig zog sie die Gardinen ihres Bettes etwas zurück und entdeckte lauter kleine Gestalten, die zwischen Ofen und Wand geschäftig hin und her liefen, Stühle an den Tisch rückten, ihn mit zinnernen Tellern, Krügen und Löffeln deckten und kupferne Schüsseln, die bis an den Rand mit köstlich duftenden Gerichten gefüllt waren, auftrugen. Sogleich kamen zwanzig bis dreißig Persönchen paarweise hinter dem Ofen hervor, um offenbar einen Festschmaus zu feiern, hielten einen Umzug durchs Zimmer, setzten sich um den Tisch und begannen zu tafeln. Obwohl keine Kerzen auf dem Tische standen, war das Zimmer hell erleuchtet, so daß man jeden Gegenstand deutlich erkennen konnte. Der Glanz schien vom Geschirr auf dem Tisch auszustrahlen.

Mit klopfendem Herzen sah die Wöchnerin dem seltsamen Treiben zu; sie wußte ja, was die Leute alles von den Unterirdischen erzählten, daß sie mit Vorliebe Säuglinge entführten. Und nun begann ihr Kindchen auch noch zu schreien!

Die Unterirdischen horchten auf, berieten sich und fingen an, sich zu zanken. Vermutlich ging es um das Kind, das die einen der Mutter entführen, die andern aber es ihr belassen wollten. Nach langem Hin und Her beruhigten sie sich wieder und tafelten weiter.

Inzwischen war die kirchliche Feier im Dorf beendet, und die Kirchgänger hatten sich auf den Heimweg gemacht. Da brachen die Zwerge ihr Fest ab, räumten das Geschirr vom Tisch und packten alles zusammen. Einige aber liefen zum Himmelbett und versuchten, die Gardinen auseinanderzuzerren und sich des Kindes zu bemächtigen. Doch die Mutter hielt die Gardinen fest zusammen, so daß sie schließlich ablassen mußten.

Endlich waren alle Unterirdischen hinter dem Ofen verschwunden, der Tisch war leer, nur ein paar Schüsseln hatten die Zwerge in der Eile vergessen. Die hat die Familie noch lange Jahre aufbewahrt und dann eine Ofentür daraus anfertigen lassen.

Vor dem Besuch der Unterirdischen ging es im Montagschen Haus recht ärmlich und erbärmlich zu. Jetzt aber kehrte Wohlhabenheit ein. Die Leute meinten, sie hätten es den Zwergen zu verdanken.

Die Kanzeltaube

Als der alte Oderstrom noch unmittelbar an Altreetz vorbeifloß, konnten die Menschen das Bruch nur mit dem Boot befahren. Es war ja noch nicht entwässert. Auch der Prediger von Wriezen gelangte nur mit seinem Boot in die alten Fischerdörfer. Das tat er alle sechs Wochen. In der Zwischenzeit vertrat ihn der Schulmeister im Lesegottesdienst. Die Reetzer Gemeindeglieder fühlten sich deshalb auf die Dauer vernachlässigt und brachten ihren Unmut dadurch zum Ausdruck, daß sie sonntags auch dann nicht in der Kirche erschienen, wenn der Geistliche anwesend war.

Dieser Zustand war auch dem Wriezener Geistlichen nicht recht, hatte er doch immerhin mancherlei Schwierigkeiten und Unbilden bei seinen Kahnfahrten in die Bruchdörfer zu überstehen. Darum sann er auf Mittel, wie er die Altreetzer wieder für den Gottesdienst gewinnen könne. Ein Mittel schien auch bald gefunden. Der Schulmeister mußte der Gemeinde mitteilen, der Prediger werde beim nächsten Besuch während des Gottesdienstes den heiligen Geist in Gestalt einer Taube erscheinen lassen.

Hierzu bedurfte es aber einiger Vorbereitungen, bei welchen der Schulmeister helfen mußte. Er sollte eine seiner Tauben dazu hergeben. Seine Frau meinte zwar, ihre Tauben seien allerorts bei jedermann bekannt, da sie wegen des schlechten Futters zu Hause sich auf allen Äckern und Gehöften umhertrieben und dort ihre Nahrung suchten. Da schlug der Prediger ihr vor, sie solle der Taube die schwarzen Federn ausrupfen, dann würde sie niemand mehr erkennen.

So geschah es denn auch. Und damit alles sicher ginge, brachte der Schulmeister das gerupfte Tier schon am Sonnabend abends ganz spät auf den Kirchenboden und steckte es unter ein Sieb.

Am nächsten Morgen war die Gemeinde so zahlreich wie kaum zuvor versammelt; denn jeder war neugierig, das Wunder mitzuerleben. Nach dem Orgelvorspiel schlich sich der Schulmeister auf Strümpfen zum Kirchenboden, wo sich in der Mitte der Decke eine runde Öffnung befand. Von hier aus sollte das Wunder bewerkstelligt werden. Der Prediger donnerte gerade mit starken Worten auf die andächtige Gemeinde von der Kanzel herab und rügte ihren saumseligen Kirchenbesuch. Bei den Worten: „O heiliger Geist, erscheine uns und bekehre die verirrte Herde!“ sollte der Schulmeister die Taube durch die Öffnung von der Decke herabschweben lassen. Jetzt war es so weit, das Stichwort ertönte, der Schulmeister griff nach der Taube. Aber, o Schreck, sie war tot! Ein Raubtier hatte sie inzwischen während der Nacht erwürgt.

Noch einmal und zum dritten Mal rief der Prediger die verabredeten Worte. Aber es erschien keine Taube, statt dessen steckte der verängstigte Schulmeister seinen Kopf durch die Deckenöffnung und jammerte: „Die hat der Nilling (Iltis) erwürgt!“

Seit jener Zeit befindet sich in der Altreetzer Kirche oberhalb der Kanzel eine weiße Taube.

Der Kobold von Beauregard

Es ist schon lange her, da trat eines frühen Morgens ein Landwirt in Beauregard zur Tür hinaus. Er spähte hierhin und dorthin, ob das Wetter auch gut zur Ernte sei, und er traute seinen Augen kaum, als er hoch oben auf dem First des Daches seiner Scheune seinen Erntewagen thronen sah, fix und fertig zum Einfahren. Nur die Pferde fehlten noch, die ihn ziehen sollten. Unter Fluchen und Stöhnen mußte er seinen Wagen wieder herunterholen, weil er noch am selben Tage die Ernte einfahren wollte.

Das waren die Kobolde gewesen, die in der Nacht den Wagen heimlich auf das Scheunendach gesetzt hatten. Wie die Heinzelmännchen pflegten

sie nachts fleißig zu sein, meist aber, um den Menschen irgendeinen Streich zu spielen. — Sanft hoben sie die Schlafenden aus den Betten und legten sie im Hof auf den Misthaufen. Das gab dann am Morgen ein überraschendes Erwachen!

Ein besonderes Erlebnis hatte der Kolonist Schwefel aus Beauregard, ein Hüne von Gestalt und so stark, daß er die wildesten Pferde bändigen konnte. Er bewirtschaftete seinen Acker und fuhrwerkte nebenbei nach Berlin.

Als Schwefel eines Tages von Berlin zurückgekehrt war, stieg nach ihm zu seinem Entsetzen ein Kobold vom Wagen und verlangte Essen von ihm. Schwefel mochte sich drehen und wenden, wie er wollte, der Kobold ließ sich nicht abweisen. Als er gegessen und dabei für drei zugelangt hatte, forderte er Arbeit. „Ich will arbeiten! Gib mir Arbeit!“ immer wieder bestand er darauf, bis Schwefel ihm auch hier seinen Willen erfüllte.

Wie aber der Kobold sich beim Essen tapfer gezeigt hatte, so war er bei der Arbeit nicht minder tapfer. Bald hatte Schwefel für ihn nichts mehr zu tun. Die Disteln auf dem Feld waren alle gezogen. Nun, da sie trocken waren, mußte sie der Kobold zu einem großen Haufen zusammentragen. Es war alles getan, was nur irgend getan werden mußte. Schwefel hatte keine Arbeit mehr für den Kobold und forderte ihn immer dringender auf, ihn wieder zu verlassen. „Ich will aber Arbeit“, sagte der Kobold. „Gut, so wollen wir aufs Feld gehen“, meinte schließlich Schwefel, „und die Disteln verbrennen.“ Sie gingen beide aufs Feld und steckten den Distelhaufen in Brand. Hoch schlugen die Flammen aus dem Haufen, vom Wind angefacht. Da glaubte Schwefel, jetzt sei eine günstige Gelegenheit, den Kobold loszuwerden. Der stand gerade vor ihm. Mit einem kräftigen Ruck stieß ihn Schwefel in die Flammen. „Oho!“ sagte der Kobold, der blitzschnell auf die andere Seite des brennenden Haufens gesprungen war, „wenn ich nicht so flink gewesen wäre, hätte ich mir die Füße verbrannt.“ Höhnisch grinste er dabei Schwefel an. Dem wurde es immer unheimlicher.

Mittlerweile mußte sich Schwefel wieder zu einer Fahrt nach Berlin rüsten. Als er den Wagen beladen wollte, fand er, daß ein Hinterrad nicht reisefähig war. Der Schmied, der es reparieren sollte, konnte es nicht sofort machen; die Reise durfte aber nicht aufgeschoben werden. Da kam Schwefel ein guter Gedanke. „Kobold“, sagte er, „ich muß nach Berlin fahren. Das eine Hinterrad aber ist zerbrochen; ich muß mit drei Rädern fahren. Da das aber nicht geht, mußt du die Achse tragen!“ Bereitwillig übernahm der Kobold diesen Auftrag.

Als Schwefel glücklich bis Steinbeck gekommen war — der Weg war recht beschwerlich, denn die Chaussee war noch nicht gebaut — sollten die Pferde sich einmal verschnaufen. Er hielt gerade vor einem Gasthof. Auch Schwefel wollte sich stärken. „So“, sagte er beim Hineingehen, „nu holle man d' Asse (Achse) fest, doamet d' Woagen nich ümklickt (umkippt)! Ik werr man irscht 'n bitz früestücken.“

Das mochte dem Kobold sehr unangenehm sein. Gewiß hätte er auch gern mitgefrühstückt. Aber er blieb draußen.

Schwefel frühstückte wohl mehr „as 'n bitz“, es dauerte ziemlich lange. Dem Kobold mag die Zeit zu lange gedauert haben. Als Schwefel wieder aus dem Gasthof herauskam, war der Kobold verschwunden, und unter der Wagenachse lag ein großer Stein. Ein viel größerer Stein aber fiel Schwefel vom Herzen aus Freude darüber, daß er endlich den Kobold los war. Der ließ sich bei ihm auch nicht wieder sehen.

Der Aufruhr in Kerstenbruch

Die Bewohner des Kolonistendorfes Kerstenbruch waren mit ihrem Gutsherrn, dem Hofrat Kersten, recht unzufrieden. Am 14. Juni 1763 hatten sie sich beim König beschwert, Kersten habe seinen sechzehn Kolonisten nur 300 Morgen Land überlassen, er selber aber bewirtschafte 600 Morgen. Außerdem schränke er ihr Hütungsrecht ein und verlange von ihnen statt des versprochenen einen Tages wöchentlich drei Tage Hofdienst. Der Hofrat dagegen beschuldigte seine Kolonisten, sie seien Rebellen, die ihm durch die Verweigerung des Hofdienstes die ganze Ernte verderben ließen; sie seien „wilde Untertanen, die in zügelloser Verwegenheit frevelten.“

Der Landreiter von Wriezen wurde beauftragt, in Kerstenbruch Ordnung zu schaffen. Doch die sogenannten Rebellen gaben nicht nach. Deshalb wurde beschlossen, der Bürgermeister von Wriezen solle die Rädelsführer einsperren lassen. So lud er denn die Beschuldigten nach Wriezen auf das Amtshaus. Hier hatten sich inzwischen die Kerstenbrücher eingefunden und standen mit Stöcken bewaffnet bereit. Als ihre Anführer verhaftet werden sollten, drangen sie in das Amt ein, verprügelten die Gerichtsdiener und befreiten die Gefangenen.

Nun griff die Soldatenwache ein und verhaftete zwei Anführer; ein dritter, namens Weyland, entkam, wurde aber gefaßt, als er heimlich nach Berlin zur Hausvogtei ging, um zu erkunden, was dort aus seinen Freunden geworden sei.

Einige Wochen nach seiner Festnahme begab sich seine sechsundsechzigjährige Mutter zum Direktor der Hausvogtei, nahm ein handfestes Lebensmittelpaket mit und versuchte, es dem Direktor als Geschenk in die Hand zu drücken, damit er ihren Sohn freilasse. Natürlich wurde auch sie festgesetzt.

Inzwischen hatte der Hofrat von seinen Kolonisten Schadenersatz gefordert und gerichtlich zugebilligt bekommen. Da die Bewohner auch jetzt noch die Zahlung verweigerten, wurde ihnen in jedes Haus zwangsweise ein Dragoner einquartiert, den sie unentgeltlich verpflegen mußten, bis ihr Widerstand gebrochen war. Die Gefangenen wurden in der Berliner Hausvogtei mit Wasser und Brot als einziger Kost und anderen härteren Mitteln unter Druck gesetzt. Schließlich schworen die Hauptschuldigen am 3. Dezember 1763 Urfehde und wurden daraufhin aus der Haft entlassen. Aber der Trotz der Kerstenbrücher war noch immer nicht gebrochen. Dem Kolonisten Weyland wurden jetzt zwei Dragoner ins Haus gelegt.

Bis zum Jahre 1780 zog sich der Streit mit dem Hofrat Kersten hin. Dann verkaufte Kersten seinen Besitz. Auch der neue Gutsbesitzer dachte nicht daran, Hand- und Spanndienste aufzuheben.

Wat een Jrotvadder ut de Jüstebieser Loose von 1813 vertellt

Wat ik Ihnen seie, hedd min Jrotvadder mi immer vertellt:

Det war 1813, so an eenen scheenen Sunndach vor Ostern. Acht Dage vorher war gerade min Jottlieb — Jott hedd ihn selig — to de freiwilljen Jäjer jejahn. Det Morjens in de Frühe secht mine Olle tu mi: „Du, Pietsch, steh up, et rumpelt wat!“ Ik stähe up, treck mi min Schloprock an, rooke mine lange Piepe an, mok de Fenster up, kommt ne Schwadron französische Soldaten an. Di seien to mi: „Juten Morjen, Pietsch!“ Ik nadierlich seie: „Juten Morjen, Soldaten“, un wunnere mi schändlich, det de Kakaleikas mi kennen. Et waren awer man württembergische. Kimmt so'n Karnickel ran, brun wie ne Backebeere, binget de Pärd an un secht: „Ik sall di jrießen.“

„Vun wäm denn?“ — „Na, ik hadde dinen Jottlieb jetruffen.“ Ja, det war der erste Schwindel. Awer ik merkte nischt. Ik holte jleich mine Olle van det Backhus, wo se Fladenkuke backt. Na, mine Olle wußte, wat sik jeheert, holde Fleesch un Brot, sätzde det ver, holde de Branntwinkruke, schinkte in. Gefräten hedd er wie so'n Schienendrescher und jerülpst, na — en Schwin is sadd, dachte ik un jing vor Ärjer to mine Ossen in Stall.

As ik wedderkam, hedde mine Olle, na — Jott hedd se selich — rode Auen, un wech war der Franzose. Da hebb ik mine Piepe det zweete Mal gestoppt und jarnischt jesäht. Nun wischte sik Grotmudder de Hände an de Schärte af, stellte sik brit um mi hin un säht: „Du, där will to unsen Jottlieb reiten.“ — „Där Franzos?“ — „Ja, Oller.“ — „Son Schwindler“, sähte ik. — „Un keen Hemde hedd er ook nimmer am Lib.“ — „Son Schwindler“, sähte ik.

Janz perplex war se, bis ik se up de Schulter kloppte. „Nä, Mudderken, wat son Junge is wie unse Jung, där hädd sik im Kriege mit keene Franzosen wat to vertellen, außer mit Flinte un Säbel, un da med dem Jüstebieser Pfiff!“ Un na ner Wile seit ik to är: „Jiw mi min Sunndagshämde, Mudder.“ — „Wech“, sähte se. — „Un de blauwullenen Strimpe?“ — „Wech“, säht se. — „Un mine Stiebel?“ — „Wech“, säht se.

Da stand min Verstand een Augenblick still, un denn hebb ik am liwen Sunndachmorjen een höllisch Dunnerwedder jeflucht. Jrotmudder awer hedd jeweent, un ik hedde keen Herz fer unsen Jungen, sunst hedd ik dän Franzosen ook een paar Mohrrübenscheiben fer unsen Jungen medjejähn. Na, det fehlte dän Kalunken blot, no min letztet Jeld met de Fladekuke in de boomwullenen Strimpe to stoppen.

Mi Olle gloowt awer heite no, det er mine Sunndachssachen un dän Fladekuke unsen Jottlieb medjenommen hedd.

Awer bekommen is et dän Kerl nich; denn de Kosaken sin noch dänselben Dach bi Zillin är de Oder gejehn un hebben de Franzosen halw dot jejagt. Ik gloowe awer, det min Junge ihn ook no getroffen hedd, un wenn det no toletzt up det Feld bi Leipzig wer, un det min Junge ihn med Strimpen un Hämde un Stiebel un Fladenkuke in de Hölle jeschmäten hedd.

Ja, det gloowe ik.

Hexenritt in der Walpurgisnacht

Im Oberbarnim erzählt man noch von manchem Hexenritt. Ein Knecht sah einmal aus einem Versteck, wie seine alte Bäuerin, als die Walpurgisnacht herankam, einen Topf mit Salbe nahm, sich damit bestrich und auf einem Besen zum Schornstein hinausfuhr. Dabei sagte sie den Spruch:

Up un davon
un an keene Ecke an.

Der Knecht wollte das nachmachen, sagte aber falsch:

Up un davon
un an alle Ecken an.

Da fuhr er überall gegen, so daß er ganz zerschunden und mit blutigem Gesicht auf dem Blocksberg ankam.

Dort war ein Gejuche und Getue, das war ganz toll. Seine Bäuerin tanzte lustig mit, erkannte ihren Knecht aber nicht, weil er so voll Blut beschmiert war.

Er bekam sofort ein Instrument in die Hand gedrückt, auf dem er mitblasen mußte. Vorher wurde er noch vermahnt, er solle niemals sagen: Solt her! (Salz her!)

Als es aber immer toller und ärger wurde und er nicht mehr blasen konnte, rief er in seiner Not: „Solt her!“ Da war der ganze Spuk verschwunden, denn Salz bannt die Hexen. Er selbst hielt, wie er sich recht beschaute, statt einer Trompete eine Katze in der Hand, auf deren Schwanz er geblasen hatte.

Schnell machte er sich auf den Heimweg, wußte aber bald nicht mehr weiter. Endlich gelangte er an ein großes Wasser. Wie er noch so stand und überlegte, wie er da wohl hinüberkommen könne, kam ein großer Ziegenbock gelaufen. Der sagte, er wolle ihn hinübertragen, er brauche sich nur an seinen Hörnern festzuhalten. Das tat der Knecht und dachte, der Ziegenbock werde mit ihm über das Wasser schwimmen. Wie erstaunte er, als dieser über die Wasserfläche lief, als sei es festes Land.

Als sie drüben waren, sagte der Ziegenbock, er habe ihm diesmal geholfen, das nächste Mal täte ers nicht wieder. Da war der Knecht froh, daß er so gut davongekommen war.

Der Heckpfennig

Ein Schustergeselle wanderte in einer kalten Winternacht von Dannenberg nach Freienwalde. Die Wege waren verschneit. Stundenlang irrte er im Dickicht umher und hatte schließlich die Richtung ganz verloren. Endlich sah er auf dem nahen Berg Licht aufblinken. Freudig stieg er die Höhe hinauf. Da stand er plötzlich vor einem Schloß aus Gold und Marmor. Furchtlos klopfte er ans Tor, und da ihm niemand öffnete, trat er ein. Er schritt durch lange Gänge und kam endlich in ein prachtvolles Zimmer, wo zwei schwarz gekleidete Männer an einem großen Tisch saßen. Der eine zählte Gold und nannte mit lauter Stimme große Zahlen, die der andere in ein dickleibiges Buch schrieb. Einer von ihnen, der eine Maske vor

dem Gesicht, eine Perücke auf dem Kopf und Handschuhe an den dünnen Fingern trug, sagte zu dem Schustergesellen: „Du kommst im rechten Augenblick. Wir haben eben das Gold durchgezählt, nun sollen noch die Kreuzer (Pfennige) drankommen. Das kann aber nur ein ehrlicher Mensch. Hilf uns dabei!“

Das ließ sich der Bursche nicht zweimal sagen. Er zählte die Kreuzer ununterbrochen neun Tage und neun Nächte. Als er fertig war, lachte der Maskierte vergnügt und reichte ihm zum Dank die Hand; die dürren Knochen lagen dem Gesellen eiskalt wie Totengebein in seiner Rechten. Zum Abschied schenkten ihm die beiden als Lohn einen ganzen Silbergroschen. Froh, von dieser unheimlichen Gesellschaft loszukommen, steckte der Geselle den kärglichen Lohn ein und trollte sich heimwärts nach Bernau.

Den Gespenstergroschen wollte er als Andenken behalten, und so kaufte er in Falkenberg, wohin ihn sein Weg führte, für die letzten Heller, die er noch in seiner Tasche fand, Bier. Wie er nun auf der Landstraße in Gedanken seine Hand in die Tasche steckte, fand er zu seinem größten Erstaunen neben dem Silbergroschen noch zwei blitzblanke Heller. Da ging ihm ein Licht auf: der Silbergroschen war ein Heckpfennig. Solange er den in der Tasche trug, solange kehrte das ausgegebene Geld immer wieder in seine Tasche zurück.

Als er in Bernau ankam, erkannten ihn viele seiner alten Freunde nicht wieder. Sein Vater und seine Mutter waren inzwischen gestorben. Da war es ihm klar, er hatte nicht neun Tage und neun Nächte, sondern neun Jahre im Schloßberg verweilt.

Nun, was machte es. Es hatte ihm Gutes eingebracht. Er begann, lustig in Saus und Braus zu leben, schlemmte von einem Morgen bis zum andern und wurde ein Säufer und Spieler. Als er einmal wieder so recht betrunken war, gab er aus Versehen den Heckpfennig aus. Von Stund an ging es mit ihm bergab. Die Geldquelle war versiegt, und er verkam in tiefem Elend.

Die Rache der Untertanen

Gutsherr in Wölsickendorf war einst der Hauptmann Hans Gottfried von Bomsdorf. Neben diesem Dorf besaß er auch Altranft am Rande des Oderbruchs. Der Hauptmann war ein rechter Haudegen mit sehr verwilderten Sitten. Die hatte er im Dreißigjährigen Krieg gelernt, und er dachte nicht daran, sich in Friedenszeiten anders zu benehmen. Einen Leutnant erstach er im Duell, das bei Torgelow an der Wölsickendorfer Grenze stattfand.

Seine Untertanen peinigte er bis aufs Blut. Er selber befand sich ganz wohl dabei. Nachdem er eine Zeitlang sein Gut in Ruhe genossen hatte, trug es sich zu, daß sich seine gequälten Untertanen im Haus des Schulzen bei einer Versammlung des Dorfgerichts zusammentaten, sich gegen ihren Gutsherrn erhoben, auf ihn eindrangen und ihn schlugen, bis sie ihn aus dem Haus hinausgedrängt hatten. Auf der Straße ergriffen sie einen großen, schweren Pflugsterz und zerschmetterten ihm damit den Schädel.

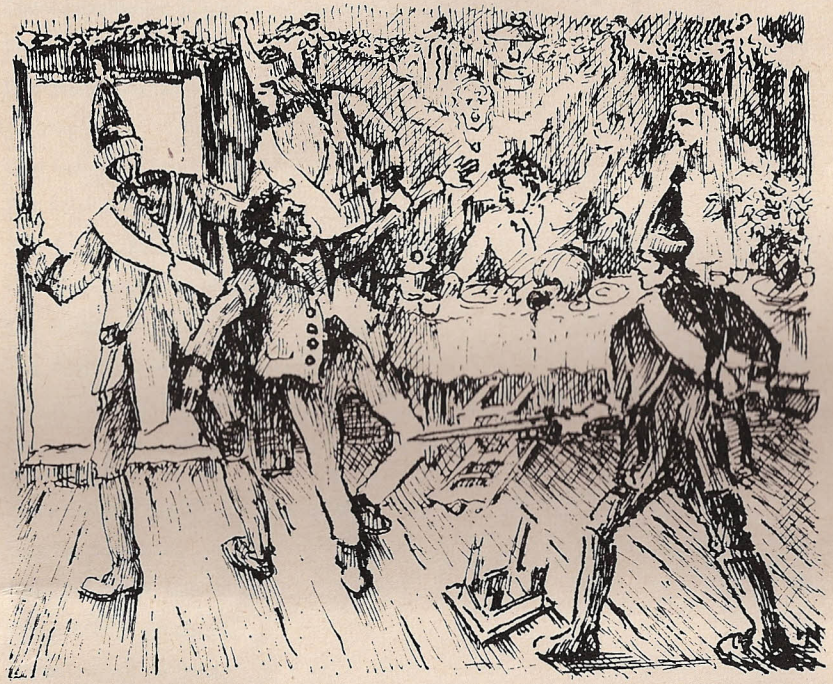
Bomsdorf hinterließ unmündige Kinder. Aber keiner wollte sich ihrer annehmen, nicht einmal die adligen Standesgenossen dieses Leuteschinders. Schließlich mußte der Freienwalder Bürgermeister Prenzlow zu ihrem Vormund bestellt werden.

Die gestörte Hochzeit

Es geschah am 16. November des Jahres 1717. In der Kirche von Wölsickendorf war der Ackerknecht Michael Thieme, Sohn eines Bauern, mit Dorothea Seifert, Tochter des alten Gemeindehirten, feierlich getraut worden. Anschließend begab sich der Hochzeitszug in das elterliche Haus, wo ein festliches Mahl auf die zahlreichen Gäste wartete.

Glücklich und vergnügt saß die ganze Gesellschaft beim Schmaus. Da stürmten plötzlich Soldaten in das Zimmer, ergriffen den Bräutigam und schleppten ihn in größter Hast und Eile davon. Ein gewaltiger Schreck befiel die Hochzeitgesellschaft. Freude wurde in großes Leid verkehrt.

Im Kirchenbuch stand bei dieser Geschichte folgender Vermerk: Gott sei geklagt, daß der Teufel heute solche Macht hat, daß man bei friedlichen Zeiten nicht sein bißchen Brot in Frieden essen kann!



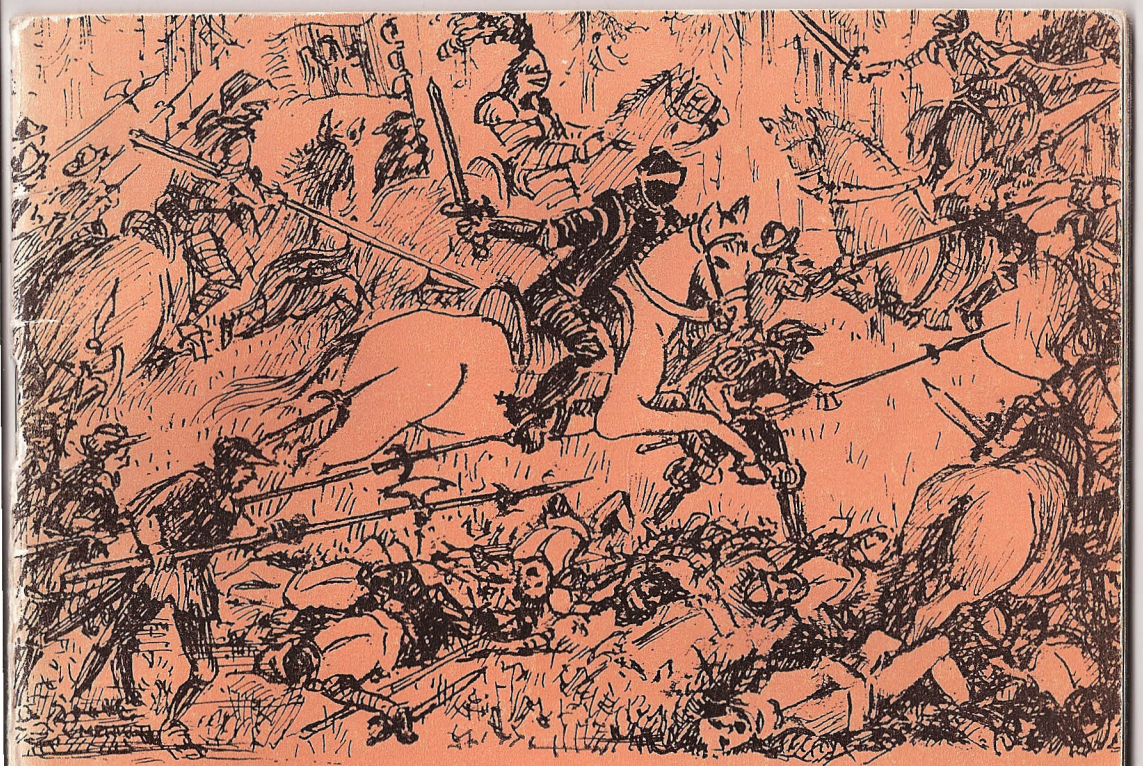
Banschen sin Schoop

Der Kolonist Bansch aus Neureetz hatte ein paar Schafe auf den Hausboden gebracht, um sie vor den Hochwasserfluten zu schützen. Um besser auf dem Boden sehen zu können, hatte jemand die Bodenluke geöffnet und vergessen, sie wieder zu schließen. Neugierig, wie Schafe nun einmal sind, drängen sie zur Bodenluke, um sich die Überschwemmung von oben anzusehen. Eins, gar zu neugierig, steckt den Kopf zu weit hinaus, verliert das Gleichgewicht und stürzt von oben ins Wasser.

Seitdem heißt es im Dorf noch heute, wenn einer gar zu wißbegierig ist: Du bist jo nieschierig als Banschen sin Schoop!

Inhaltsübersicht Seite

Vorwort	3
Die Schlacht auf dem Roten Land	4
Wie der Uchtenhagen sein Land in Besitz nahm	5
Der Kampf auf der Sonnenburg	5
Der letzte Uchtenhagen	6
Lebendig eingemauert	6
Am Teufelssee bei Freienwalde	7
Die Seerose	9
Der Fischer vom Hechtsee	10
Die versunkene Kapelle im Baasee	15
Die Brandfichte	16
Der Seekönig und seine Töchter	18
Jedute	19
Wie Schulze Hoppe das Wetter machte	19
Die zwei Betrüger	20
Das Kind und die Schlange	20
Die Unnererdschken von Altreetz	22
Die Kanzeltaube	22
Der Kobold von Beauregard	23
Der Aufruhr von Kerstenbruch	25
Wat een Jrotvadder ut de Jüstebieser Loose von 1813 vertellt	26
Hexenritt in der Walpurgisnacht	27
Der Heckpfennig	27
Die Rache der Untertanen	28
Die gestörte Hochzeit	29
Banschen sin Schoop	30
Inhaltsübersicht	31



Konrad Gründler

Freienwalder Sagen- und Geschichten-Büchlein

Ter
R
12